

2,00 Euro (90 Cent davon gehen an den Verkäufer)  
Ausgabe 114 · März / April 2012

# Die Jerusalemmer

Das Straßenmagazin aus dem Herzen Schleswig-Holsteins



Vom Auswandern  
und Bleiben - Einblicke  
und Eindrücke aus Rumänien

# Inhalt

12



Foto: REUTERS/Jacky Naegelen

## CAFÉ INTERN

18 Jahre und 14.000 Stunden - Auszüge aus dem Jahresbericht des Café Jerusalem..... 08

## TITELTHEMA

Aber die Zigeuner sind geblieben ..... 14

## WORT ZUR AUSGABE

Was hat Gott mir eigentlich zu bieten? ..... 04

## LEBENSBLIDER

Der Tod eines Freundes ..... 12

## REDAKTION

Impressum ..... 08

Alte Ausgaben gesucht?..... 17

Spruch der Ausgabe..... 22

## INSP

Obdachlosen-Fußball hilft .....06

Russland - Ein Tag im Leben eines Verkäufers... 20

14



Foto: Karsten Packeiser

20



Foto: Aleksey Tallipov



Andreas Böhm  
Leitung Café Jerusalem

*Liebe Leserin,  
lieber Leser,*

in der Vorbereitung jeder neuen Ausgabe fragen wir uns in der Redaktion, wie wir mit den Themen unseres Straßenmagazins unsere Gesellschaft bereichern können. Die Themenauswahl erfolgt nicht immer nach den gleichen Kriterien: Manchmal sind wir von einem Thema, über das wir berichten wollen, ganz und gar überzeugt, weil wir fest daran glauben, dass es zur positiven Veränderung unserer Gesellschaft beitragen wird. Nicht selten ist die Entscheidung über die redaktionellen Inhalte auch von persönlichen Erlebnissen motiviert, an denen wir unsere Leserinnen und Leser gerne teilhaben lassen wollen. Wie und warum nun kamen wir auf das Thema Rumänien?

Deutschland ist Einwanderungsland. Im Rahmen der EU-

Integration kommen inzwischen auch viele Menschen aus osteuropäischen Ländern zu uns. Wenn ich zu mir selbst ehrlich bin, löst dies eine Flut von Gedanken in mir aus. Die Frage drängt sich auf, ob der hiesige Arbeitsmarkt der Zuwanderung gewachsen ist. Und dann kommen vielleicht Ängste in mir hoch, ob unser Sozialstaat das alles verkraften kann. Auf der anderen Seite können wir auch stolz sein, dass deutsche Werte und Qualitäten im Ausland hoch geschätzt werden. Beim menschlichen Streben nach einem erfüllten und besseren Leben, nehmen manche der Zuwanderer Schweres in Kauf. Sie verlassen ihre Heimat, lassen dort Familien, Freunde und ihr soziales Geflecht zurück. Sie wollen sich neu orientieren und von den Werten anderer profitieren.

Beim Nachdenken über dieses Thema droht eine Gefahr: Schleichend verabschiede ich mich von einer sachlichen Ebene und ein nicht selten sehr negatives populistisches Muster bricht sich Bahn. Wir wollen dazu herausfordern und beitragen, dass dies nicht passiert. Der Bericht über die Geschichte eines Dorfes in Rumänien, in dem sich die Schicksale und Lebenswege von Zigeunern und Siebenbürger Sachsen treffen, ist hierzu eine sehr wertvolle Quelle. Er berichtet aus ungewöhnlicher Perspektive über Auswanderung und Sesshaftigkeit, über wirtschaftliche Not und Sehnsüchte. Er vermittelt sachliche Informa-

tionen und gibt Einblicke in die Seelen der Beteiligten. Wir sind sehr froh, dass Text und Bilder, die unserer Redaktion schon vor ein paar Jahren zur Verfügung gestellt wurden, nun zur Geltung kommen können.

Wir sind überzeugt, dass unsere Titelgeschichte dazu beitragen kann, menschlicher über das Thema Einwanderung nachzudenken. Ganz im Sinne von Wilhelm von Humboldt, der 1809 sein Ideal der Mensch- und Charakterbildung wie folgt formuliert: „Denken und Wissen sollten immer gleichen Schritt halten. Das Wissen bleibt sonst tot und unfruchtbar.“

Wir wünschen uns sehr, dass unser Titelthema Ihr Denken und Wissen berührt und würden uns freuen, wenn Sie darüber mit uns in Kontakt kämen.

Und da diese Ausgabe zeitlich bis in den April reicht wünsche ich Ihnen allen ein gesegnetes und frohes Osterfest.

### Nachdruck und Nebenrechte:

Nachdruck: Nur mit schriftlicher Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Bilder oder Bücher wird keine Haftung übernommen.

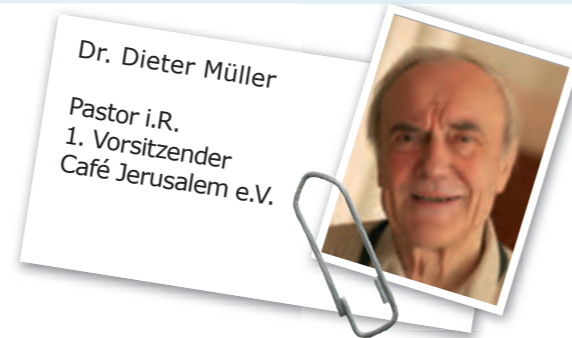
Das Straßenmagazin von Neumünster "Die Jerusalemmer" wird vom Café Jerusalem herausgegeben und von einer unabhängigen Redaktion gestaltet.

Die Beiträge geben die Meinung der jeweiligen Autoren wieder, die nicht notwendigerweise identisch mit der des Herausgebers oder einzelner Mitarbeiter des Café Jerusalem sein müssen.

Die Redaktion behält sich vor, eingesandte Beiträge zu kürzen. Der Abdruck von Veranstaltungshinweisen ist kostenfrei, aber ohne Rechtsanspruch und Gewähr.

Titelfoto: Karsten Packeiser, Oppenheim

## Was hat Gott mir eigentlich zu bieten?



Dr. Dieter Müller  
Pastor i.R.,  
1. Vorsitzender  
Café Jerusalem e.V.

Manche nennen den Menschen ein Gewohnheitstier. Ein wenig steckt dies in uns allen. Es ist bequem, sich auf ausgetretenen und damit vertrauten Wegen zu bewegen. Aber es ist auch ein bisschen langweilig. Gott möchte uns auf frischer Spur in das weite Land des Segens hineinlocken. Es dürfte spannend sein, Türen in dies Land zu finden und zu öffnen.

In vergangenen Zeiten segneten Frauen mit dem Kreuzzeichen das frisch gebackene Brot. Gesegnete Mahlzeit wünschte man sich früher, und darin steckte mehr oder weniger tief die Erfahrung, dass es nicht selbstverständlich ist, dass man satt wird. In mein Gedächtnis ist die Zeit nach 1945, in der wir Kinder Hunger hatten und unterernährt waren, unvergesslich eingegraben. Ob der Wunsch „Gesegnete Mahlzeit“ so rar geworden ist, weil wir nicht mehr unter Hunger leiden, sondern mit Übergewicht kämpfen und in einer Überflusgesellschaft leben?

Das deutsche Wort „segnen“ hat seinen Ursprung im lateinischen Wort „signare“, und dieses meint ursprünglich „eine Marke einschneiden“, „etwas kennzeichnen“, es mit einem Prägezeichen

versehen“, auch „versiegeln“. In der Kirchensprache wurde es zunächst mit der Bedeutung aufgenommen „segnend das Kreuz schlagen“, also „mit dem Kreuzzeichen kennzeichnen“ und den Menschen so unter die Heilsmacht des Kreuzes stellen. Immer noch wird das Kreuz von vielen Menschen als Schutzzeichen wahrgenommen.

An Gottes Segen ist alles gelegen, schnitzten unsere Vorfahren in die Balken ihrer Fachwerkhäuser. Die DDR-Kommunisten proklamierten auf Transparenten: Ohne Gott und Sonnenschein bringen wir die Ernte ein. Zwei Lebenskonzepte: Das erste mit Gott – wie tief bewusst auch immer – das zweite ohne Gott. Mit Sicherheit lässt sich feststellen, dass der Weg der Kommunisten in die totale Pleite geführt hat. Am Ende war alles verrottet.

Glück und Glas, wie leicht bricht das. Der Vater meines Urgroßvaters, Pastorensohn, jüngster in der Familie, wurde 1807 nicht Pastor wie seine Vorfahren, sondern übernahm ein Geschäft, kaufte ein Haus, brachte es zu bescheidenem Wohlstand. Aber nach etwa 25 Jahren war es damit vorbei. Er musste verkaufen, was er hatte, seine Ehe wurde ge-

schieden, und er brachte sich als Totengräber und Gelegenheitskellner durch in der Kaufmannsinnung, deren Mitglied er blieb. Gesegnet kann man das nicht nennen. Schon ein schneller Blick in den ersten Teil der Bibel zeigt: Auskömmlich leben können, satt werden, gesunde Kinder haben, in einer bergenden Familie leben, das ist Segen.

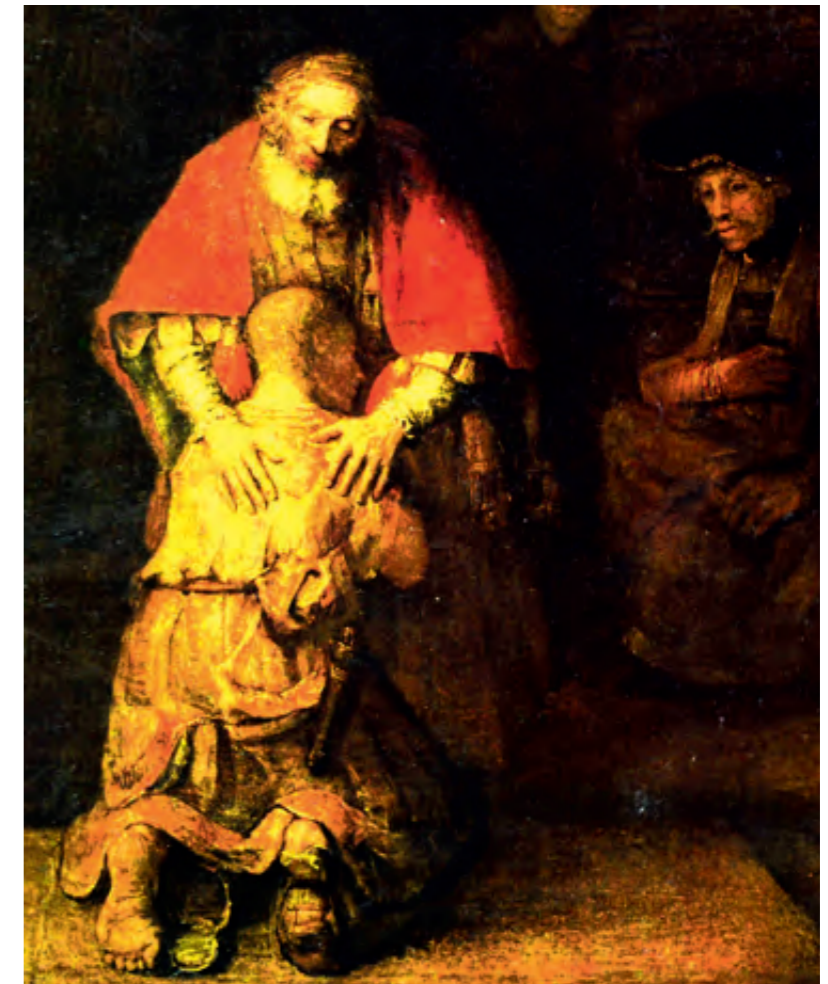
Aber reicht das? Heute muss niemand hier zu Lande hungern. Die Wohnungen selbst armer Menschen haben Heizungen und sind in der Regel warm. Bei uns zuhause hatten wir die Toilette 27 Jahre meines Lebens im Treppenhaus des Miethauses und teilten sie mit den Nachbarn. Ein Bad oder eine Dusche gab es in unserer Wohnung nicht. Gebadet wurde in der ungeheizten Küche in der Zinkwanne von 80 cm Länge. Das Wasser wurde auf dem Herd warm gemacht. Waren wir darum nicht gesegnet? Nie sind so viele Familien zerbrochen wie heute, obwohl fast alle Bad und WC in der Wohnung haben. Ist das Segen?

Als ich 7 Jahre alt war, rannte ich nach dem Bombenangriff auf Kiel durch brennende Straßen, und glühende Balken flogen her-

ab und drohten mich und meinen kleinen Bruder zu erschlagen. Mit 9 Jahren sah ich Koblenz brennen. Es war ein schaurig-faszinierender Blick von der hochgelegenen Festung Ehrenbreitstein über den Rhein auf die Stadt. 10 Jahre alt bat ich meine Mutter, mir die Pulsadern aufzuschneiden, weil die hysterische Angst der Frauen, als die Russen kamen, mir den Boden unter den Füßen wegzog und mich überflutete. Sie tat es Gott sei Dank nicht. Und genau diese Angst- und Verletzungsgeschichte verwandelte Gott in Segen. Denn mich hat die Angst aus der Kriegszeit, als ich 17 Jahre alt war, für Gott geöffnet. Die Erfahrung von Hunger und Angst war offenbar eine Voraussetzung dafür, dass Gott mich segnen konnte.

Und das hat er reichlich getan: Er hat mir eine wunderbare Frau gegeben, dazu 4 Kinder, an denen ich Freude habe. Dazu 3 Enkelkinder, die uns entzücken. Die Gaben, die er in mir angelegt hat, habe ich leben können in der wunderbaren Freiheit eines Pastors. Ich bin verhältnismäßig gesund auch noch mit 76 Jahren.

Aber zunächst möchte ich noch einmal tiefer graben. Was hat Gott zu bieten? Er bietet sich selbst. Niemals weniger. Jesus malte Gott unübertrefflich in der Gestalt eines Vaters, der sich leidenschaftlich danach sehnt, dass sein in Saus und Braus verlorener und am Ende im Schweinestall verkommener Sohn heimkommt



Bildausschnitt: Rembrandt: Die Rückkehr des verlorenen Sohnes (1665)

ins Vaterhaus des liebenden Gottes, der ganz anders ist als die Zerrbilder, die wir Väter nicht selten abgeben. Rembrandt hat ihn unvergleichlich gemalt mit Händen, die bergen, verzeihen, segnen, heilen. Durch die warmen Hände Gottes fließt die Kraft, die Leben in der segnenden Gemeinschaft Gottes schenkt, gesegnetes Leben.

Manche wollen in Rembrandts Bild beim Vater eine Frauenhand und eine Männerhand entdeckt haben: Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet. Wie

ein Vater sich seiner Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, die ihn fürchten. Gott bietet sich selbst. Jesus hat einmal gesagt: Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes – Sucht Gott – so wird euch alles zufallen, was ihr zum Leben braucht.

Wer Gott findet, der wird dankbar, den begeistert die Liebe Gottes, die stärker ist als der Tod. Ich wünsche Ihnen diese begeistern- de Erfahrung: Sie sind gesegnet.

Ihr

*Dieter Müller*



Foto: Bethan Mobey

## Umfrage bestätigt: Obdachlosen- Fußball hilft

**Nun hat auch eine Studie bestätigt, was wir schon lange wissen: 90% der Befragten meinen, dass der Homeless World Cup die öffentliche Meinung über Obdachlose positiv verändert.**

Über die Fußball-WM der Obdachlosen, den Homeless World Cup, berichteten wir bereits in Ausgabe 111 von September/Oktober auf den Seiten 28-31. Die innerdeutsche Entscheidung fand 2011 in Wiesbaden statt, während der internationale

Wettbewerb in Paris vom 21.-28. August ausgetragen wurde. Der diesjährige Homeless World Cup wird übrigens in vom 6.-14. Oktober in Mexico City ausgetragen werden. Gleichzeitig feiert der Homeless World Cup letztes Jahr sein zehnjähriges Bestehen.

Bereits für den Homeless World Cup 2008 in Australien wurde von Dr. Emma Sherry von der La Trobe University in Melbourne ein Fragebogen entwickelt, der den Einfluss des Turniers auf die Zuschauer und deren Einstellung gegenüber dem Thema Obdachlosigkeit aufzeigen sollte. Seit 2008 wird der Fragebogen jährlich zum jeweiligen Finale des Homeless World Cups eingesetzt. 2011 hatte gut die Hälfte der Befragten (51%) bereits mindestens einmal ein Straßenfußball-Match verfolgt. Die nun abgeschlossene Auswertung der Befragung in Paris ergab ein durch aus erfreuliches Bild.

97% der Befragten stimmen darin überein, dass die vom Homeless World Cup vermittelten Werte gut sind. 92% stimmen mit der Aussage überein, der Homeless World Cup sei ein gutes Beispiel dafür, wie Sport etwas im Leben verändern kann. Ebenfalls meinen 90% der befragten Zuschauer, dass der Homeless World Cup mit Vorurteilen über Obdachlose aufräume.

Ein weiterer Teil der Zuschauer-Befragung beschäftigt sich mit dem Einfluss der Sponsoren-Aktivitäten. So behaupten 45% der Befragten, dass die Sponsorenunterstützung des Events ihre Wahrnehmung der Sponsoren positiv beeinflusst hat. 27% behaupten sogar, dass sie durch das Engagement der Spender



Foto: Esme Deacon

Auch unter Obdachlosen gibt es Frauenfußball: Die Niederlande spielen gegen Paraguay.



Foto: Esme Deacon

Team Kenya

ihre zukünftigen Kaufabsichten der Waren oder Dienstleistungen zugunsten der Sponsor-Unternehmen ändern würden. Damit bestätigt eine wissenschaftlich entworfene Umfrage, dass sich Sponsorship und Engagement von Unternehmen im Bereich der Obdachlosenhilfe auch für das Image eines Unternehmens wirklich lohnen. Diese Nachricht dürfte auch die Unterstützer des Café Jerusalem erfreuen! Und natürlich hat man bei einer Spende an eine lokale Einrichtung wie das Café Jerusalem die Gewissheit, dass ohne große Umwege die Spende auch direkt bei den Gästen des Cafés ankommt. ■

Die komplette Studie als PDF in englischer Sprache ist im Internet verfügbar unter:

<http://www.homelessworldcup.org/files/PDFs/ParisSurvey.pdf>



Foto: Esme Deacon

Der französische Ex-Nationalspieler Emmanuel Petit (links) gemeinsam mit Mel Young, dem Mitbegründer des Homeless World Cup und des SNS, außerdem Mitbegründer der Straßenzzeitung The Big Issue.



Foto: Esme Deacon

Haiti lässt sich nicht unterkriegen: Spielerin trainiert trotz Armverletzung

## Impressum

Herausgeber:

Verein für Missionarische Sozialarbeit der Evangelischen Allianz Neumünster e.V.

1. Vorsitzender: Dr. Dieter Müller  
2. Vorsitzender: Frank Wohler  
Schatzmeisterin: Christa Marklin  
V.i.S.d.P.: Andreas Böhm

Mitglied im INSP

Adresse:  
Café Jerusalem  
Bahnhofstraße 44 · 24534 Neumünster  
Tel.: (04321) 41755 · Fax: 418599  
E-Mail: info@cafe-jerusalem.org

Anzeigen: Tel.: (04321) 41755

Spendenkonto:  
Spardabank Hamburg  
Bankleitzahl: 206 905 00  
Kontonummer: 554 455

Gestaltung:  
Café Jerusalem/Andreas Böhm

Redaktionell unterstützt durch:

Pressebüro Schwitzgebel  
Dr. Frieder Schwitzgebel  
www.presse-schwitzgebel.de



Druck:  
WIRMACHENDRUCK GmbH

Auflage dieser Ausgabe: 1.500 Stück

WirmachenDruck.de  
Sparen Sie bis zu 50% beim Druck!

## 18 Jahre und 14.000 Stunden ...

### Auszüge aus dem Jahresbericht des Café Jerusalem

Erinnern Sie sich noch? In unserer Jubiläumsausgabe vor drei Jahren, anlässlich des 15-jähriges Bestehens des Café Jerusalem, hieß es „... - mittendrin – für alle!“ Heute möchte ich diesen Slogan aufgreifen und erweitern. „Mittendrin, statt nur dabei“ lautet eine Redewendung, die auch wir vom Café gerne für unsere Arbeit verwenden. Wir sind mittendrin in Neumünster und im Verbund mit den hiesigen sozialen Einrichtungen. Gerade die Zusammenarbeit mit der Kommune, dem Gesundheitsbereich der Stadt Neumünster und die erfolgreich bestehenden Netzwerke helfen denen, für die das Café da ist – den betroffenen und oft sozial abgegrenzten Bürgerinnen und Bürgern von Neumünster und Umgebung. Mittendrin sind wir auch im Geschehen unserer Gäste. Mittendrin, wenn es „mal wieder in der Beziehung klemmt“, mittendrin, wenn die Traurigkeit über den Verlust des Nächsten ertränkt wurde, mittendrin, wenn die Kürzung der Sozialbezüge anstand, weil die Einsicht und das Pflichtbewusstsein abhanden gekommen war, mittendrin, als das Chaos über ihr/ ihm zusammenbrach. Wir haben nicht daneben gestanden, wir sind mitgegangen – haben angepackt.

**Mehr als 35 Mitarbeiter** (dazu kommen noch die Vorstands- und Vereinsmitglieder) haben im vergangenen Jahr in acht Arbeitsbereichen (Küche, Tresendienst, Gesprächs- und Sozialdienst, Redaktion und Öffentlichkeit, Verwaltung, Hausmeisterei, Finanzen und Leitungsaufgaben) **mehr als 14.000 Stunden** ihren Dienst versehen.

Auch wenn die Arbeitslosenzahlen in Neumünster 2011 leicht zurückgegangen sind, müssen wir feststellen, dass sich bei uns nicht viel verändert hat. Weder sind die Besuchszahlen im Café entsprechend zurückgegangen, noch zeigte sich eine geringere Bedürftigkeit bei den Gästen des Cafés. Im Gegenteil, die Beratungsgespräche und Veränderungswünsche der Gäste des Cafés sind gestiegen und vielfältiger geworden. Schon längst geht es nicht mehr „nur“ darum, von Rauschmitteln wie Alkohol und Marihuana frei zu werden. Auch die Stundenzahl ist gestiegen und die Notwendigkeit der Mehrarbeit hat zugenommen - ebenso wie die Qualität. Gerade die Qualität und der Verbrauch der Lebensmittel lässt sich gut dokumentieren. Ein leichter Rückgang des Kaffeegenusses war bei **knapp 14.357**

**Tassen Kaffee** zu verzeichnen. Dafür stieg - dank einiger großzügiger Sponsoren - der Verbrauch auf mehr als **3160 Gläser Obst-säfte an**.

Nach unserem eigenen Selbstverständnis sehen wir uns als Angebot und Lebenshilfe rund um das alltägliche Leben unserer Gäste. Ein Grund, warum das Gesprächsteam, wie wir die sechs Mitarbeiter, die im direkten und täglichen Kontakt mit den Gästen stehen, als Gruppe nennen, fast immer präsent ist. Wir

wissen nie, wann unser Angebot angenommen wird. Aber wenn ein Gast bereit ist, sein Leben zu verändern, dann sind wir da. Die Zahlen sprechen für sich: Mehr als **600 Gäste** nahmen das Angebot des Gesprächsteams 2011 an. Die dabei investierte Zeit liegt **jenseits 350 Stunden**.

Wie schon zu Beginn der Arbeit des Cafés ist es das gestillte Bedürfnis nach Zuwendung (hier bei uns in Form von Essen und Trinken, insbesondere aber auch des persönlichen Kontakts), was den

Gast öffnet, Vertrauen schafft und einen Zugang bietet, der dann konkret in Lebenshilfe und -veränderung mündet. Ein Weg, der sich auch im 17. Jahr bestätigt hat. Mehr als **5800 Gäste** besuchten an **218 geöffneten Tagen** in der Zeit von 09:00 bis 12:00 Uhr das Café. In der zweiten Tageshälfte, die in der Regel auch durch das gute Mittagessen „lockt“, waren es knapp **10.200**. Die Abgabemenge der Lebensmittel entsprach - die Versorgung für das Wochenende mit eingerechnet - über **21.000 Mahlzeiten**.■



Klaus, Mitarbeiter in der Küche des Café Jerusalem

## Spruch der Ausgabe:

*Hektik ist das Glaubensbekenntnis des modernen Heidentums. Gott gönnt uns Pausen.*

*Wir sollen nicht wesentlich mehr, sondern mehr Wesentliches tun.*

Peter Hahne

## Die Jerusalemmer: non-profit, aber hoher Nutzen

Auch für unser Straßenmagazin wollen wir kurz Rückblick auf das vergangene Jahr halten. Die Erfahrungen haben gezeigt, dass sich die Neuorientierung aus dem Jahr 2009 weiter bewährt. Die Zugehörigkeit zum INSP (International Network of Street Papers) beweist fast täglich ihre Stärke. Die Vorteile bestehen u.a. in der Teilhabe an einem großen Netzwerk und in kostenfreien Angeboten bedeutender Agenturen wie REUTERS. Für die Redaktionsarbeit sind sie nicht mehr wegzudenken.

Die Straßenmagazine haben der Redaktion durch die „neue“ Aufmachung, die vielfältigen Inhalte, den thematischen Wiedererkennungseffekt und die Möglichkeit, „über den Tellerrand zu schauen“, eine stabile – wenn auch noch zu erweiternde – Verkaufszahl beschert. Und obwohl das Straßenmagazin noch immer ein „non-profit“ Arbeitsbereich des Cafés ist, sind die vier sich damit beschäftigenden Mitarbeiter voll ausgelastet. In Zahlen heißt das folgendes: Derzeit arbeiten von acht eingetragenen Straßenmagazinverkäufern vier regelmäßig. Bei einer Auflage von derzeit 1.500 Exemplaren alle zwei Monate, werden ca. 1.200 auf der Straße verkauft.

Doch auch Werbe- und Straßenverkaufseinnahmen zusammen decken die Druckkosten leider

noch nicht. Das in 2012 zu ändern, ist eines der erklärten Ziele des Redaktionsteams. Hauptziele des Magazins sind ja die Hilfe zur Selbsthilfe für die Verkäufer, eine öffentlichkeitswirksame Bekanntmachung des Cafés und das Setzen von positiven, ermutigenden aber auch sozialkritischen Akzenten im Leben der Leser. Dass die Arbeit Freude macht, sieht man auf dem Bild unten, das während einer gemeinsamen Redaktionssitzung aufgenommen wurde, ganz gut.

Die Zusammenarbeit mit dem INSP beschert dem Jerusalemmer übrigens nationale und internationale Beachtung. Der Text von Bianca Bolduan aus unserer Weihnachtsausgabe wurde inzwischen in mehreren Straßenzeitungen nachgedruckt. Und kurz vor Weihnachten rief sogar der britische Sender BBC im Café an und führte ein Interview mit Andreas Böhm durch. Wir suchen noch weitere zuverlässige Verkäufer, die sich durch den Verkauf des Magazins ein "Zubrot" verdienen möchten.



Foto: Café Jerusalem

## Zwei neue ehrenamtliche Mitarbeiter stellen sich vor

Hallo, ich heiße Helga Rauschke. Ich bin gelernte Malerin und Tischlerin. Seit Januar arbeite ich ehrenamtlich im Café Jerusalem. An zwei Tagen in der Woche, Montag und Freitag, bin ich im Fahrdienst und im Hausmeister-Team tätig. Hier kann ich meine handwerkliche Fähigkeiten und Begabungen sehr gut einbringen.

Als Christin ist es mir wichtig, meine Gaben und meine Zeit

sinnvoll und für andere Menschen einzusetzen. Da ich zurzeit arbeitslos bin, arbeite für die Menschen im Café Jerusalem. Wo ich übrigens auch selbst zuerst Gast war. Über einen Hinweis bei der Tafel bin ich hierher gekommen. Jetzt freue ich mich nun auch selber mitarbeiten und dabei die Einrichtung unterstützen zu können. Es ist schön, etwas von dem zurückgeben zu können, was ich selbst bekommen habe.



Foto: Café Jerusalem



Foto: Café Jerusalem

Hallo, mein Name ist Thomas Sigle, ich bin 33 Jahre alt und noch ledig. Nichts ist so beständig, wie der Wandel, da ist es gut, Gott an seiner Seite zu haben und von Ihm geführt zu werden.

Dies darf ich regelmäßig erfahren. Der größte Wandel war, als Gott mich aus einer „kleinen Drogenlaufbahn“ rausgeholt, mir vergeben und mir ein neues Leben geschenkt hat. – Was übrigens für jeden möglich ist! – Eine weitere größere Veränderung war mein Umzug im letzten Jahr von Stuttgart nach Neumünster. Der Liebe wegen hat es mich hierher verschlagen.

Als Maschinenbautechniker habe ich die letzten Jahre in der

Konstruktion gearbeitet. Leider ist die Arbeitsmarktlage im Norden etwas schlechter, daher bin ich im Moment noch arbeitslos. Dadurch habe ich aber mehr Zeit, mich in gute Dinge zu investieren. Da ich die letzten 3 Jahre bereits ehrenamtliche Straßenarbeit gemacht habe, wurde ich schnell auf das Café Jerusalem aufmerksam.

Nun darf ich im Lebensmittelager und in der Kleiderkammer mithelfen. Man glaubt nicht, wie viel Aufwand und auch Herausforderung in allem steckt. Ich bin froh, dass eine gute Struktur und Organisation alles sehr professionell in Fahrt hält.

Mögen noch viel mehr Leute dadurch gesegnet werden!

# Der Tod eines Freundes

von **Bianca Bolduan**

Der Anruf kommt während des Einkaufes. Die zitternde Stimme meiner Freundin beendet, was ein entspannter Gang über den Markt werden sollte und trifft mich völlig unvorbereitet.

Ihr Mann ist gestorben, sagt sie, eben, an Herzinfarkt und ob ich kommen könne.

Die Bummellaune ist vorbei. Wie eine Keule trifft mich diese Nachricht, doch nun gilt es, zu organisieren, zu helfen, den Verstand beisammen zu halten.

Die Fahrt nach Hamburg ist lang. Es regnet. Und in meinem Kopf hallt ihre Frage nach „Kannst du es Benny (Name von der Redaktion geändert) sagen? Er weiß es noch nicht und ich habe keine Ahnung, wie ich es ihm beibringen soll.“

Ben ist ihr Sohn. Er ist 10 Jahre alt.

Wir haben die Familie Anfang

letzten Jahres kennengelernt, als mein Mann die Verwaltung eines Campingplatzes übernommen hat. Sie campen hier schon ewig, sind Teil einer eingeschworenen Gemeinschaft und ihre Anwesenheit war immer so selbstverständlich, dass wir nie darüber nachgedacht haben, dass es anders sein könnte. Wir sind schnell Freunde geworden.

Auf der Fahrt durch die Dunkelheit eines späten Mittwochabends spüre ich, wie mein Verstand die Oberhand behält. Ich lasse ihn arbeiten. Wie erkläre ich es dem Kind? Was muss nun getan werden, um den gesamten logistischen Kram zu bewältigen ... und wie organisiert man eine Beerdigung? Was kommt auf die Familie zu? Was können wir tun, um zu helfen? Was muss als erstes getan werden?

Fragen über Fragen spult mein Verstand ab, drängt die Trauer zurück und lässt Tränen nicht zu. Es gilt, ganz anwesend zu sein,

zu helfen, zu trösten. Da kann ich Tränen nicht gebrauchen.

Wenig später sitze ich mit Ben im Kinderzimmer. Er weiß, dass sein Vater ins Krankenhaus gebracht wurde. Mehr weiß er nicht.

Wie erklärt man einem Kind, dass sein Vater tot ist? Wie sagt man diese zerstörenden, alles verändernden Worte, ohne noch mehr Schaden anzurichten? Ich entscheide mich für den geraden Weg. Mit wenigen Worten sage ich, was ich sagen muss. Dann halte ich das weinende, zitternde Kind im Arm und werde für den Rest meines Lebens das Bild dieser Erschütterung in seinen Augen mit mir herumtragen.

Heute, einen Tag später, stehe ich vor dem Wohnwagen unserer Freunde. Ein Campingplatz im Winter ist sowieso schon eine trostlose Angelegenheit, doch heute, bei Dauerregen und endlos grauem Himmel, scheint hier jegliches Leben erloschen zu sein.

In der Nacht, als mein Verstand schlief, kam die Trauer. Wir werden diesen stillen, freundlichen, so hilfsbereiten Mann nie wieder sehen. Er ist weg. Er wird nicht mehr am Grill stehen, er wird nicht mehr im Liegestuhl sitzen und Kreuzworträtsel lösen, er wird keinen Rasen mehr mähen. Er ist weg!

Durch die Arbeit in meinen Praxen bin ich mit dem Tod vertraut. Er ist ein ständiger Begleiter. Menschen sterben, Tiere sterben, es ist der Kreislauf des Lebens. Doch all das, was ich Trauernden sonst sage, hilft bei mir selbst nicht. Die Worte klingen hohl, falsch. Die Trauer ist allgegenwärtig. Dieser freundli-

che Mann ist weg und sein Tod hat ein gewaltiges Loch in das Leben vieler Menschen gerissen. Und doch ... als ich um den Wohnwagen herumgehe, sehe ich ihn förmlich vor mir auf der Terrasse sitzen. Er grinst mich an, während er lässig in seinem geliebten Gartenstuhl sitzt und ein Kreuzworträtselheft auf den Knien hält. Ein Gefühl von Frieden breitet sich in mir aus. Für einen Moment habe ich das Gefühl, er ist wirklich da und sagt mir, dass alles, so, wie es ist, seine Ordnung hat. Sein Herz hat aufgehört zu schlagen, doch seine Seele ist hier.

Eine halbe Stunde lang stehe ich in strömendem Regen vor dem Wohnwagen. Dann las-

se ich unseren Freund gehen. Ich hätte ihn gern näher kennengelernt, mehr Zeit mit ihm verbracht. Und ich hatte mich auf die nächste Saison gefreut, wenn alle Camper zurückkehren, ihre Vorzelte aufbauen und dem Sommer entgegenfiebern.

Nun, die nächste Saison wird kommen, die Vorzelte werden aufgebaut werden und Kinderlachen wird über den Platz schallen. Das Leben geht weiter. Doch einer wird fehlen. ■



Foto: REUTERS/Jacky Naegelen

## Aber die Zigeuner sind geblieben

Als die Siebenbürger Sachsen aus Weilau flohen, ließen sie nicht nur ihre Höfe zurück. Sondern auch die Nachbarn, mit denen sie mehr als 200 Jahre eng zusammengelebt hatten: ihre Zigeuner. Ausgerechnet sie lassen heute die deutsche Tradition fortleben



**Für diesen Artikel waren der Autor Andreas Unger und der Photograph Espen Eichhöfer 2006 gemeinsam unterwegs in Rumänien. Der Text erschien zuerst in chrismon 05/2007.**

Foto: Espen Eichhöfer/OSTRKEUZ

Da kommt es wieder, schleppend erst, dann schubweise: der Dachboden, die Soldaten. Die Schlüssel und die Kirche. Der Kurator, das Huhn. Maria Lengyel sinkt zurück, kramt nach den richtigen Worten, Jahren, Namen. Die Stirn unter dem zerschissenen Kopftuch kräuselt sich, jeder Gesichtsmuskel setzt ein Dutzend Falten in Bewegung, so viele davon haben ihr die 82 Jahre ins Gesicht geschrieben. Ihre Augen schrecken auf, als sie wieder auftaucht aus der Vergangenheit und erzählt, was sie mitgebracht hat.

„Im Vierundvierzigerjahr war’s, da sind unsere Sachsen weg. Haben müssen fliehen, ja, der Krieg! Aber wir Zigeuner sind geblieben. Die Frauen haben sich versteckt im Wald, denn die Soldaten von der Roten Armee haben Frauen gesucht. Ich war auf dem Dachboden, zwei Tage hab ich müssen bleiben ohne Essen und ganz ruhig. Nicht haben sie mich gefunden, keiner hat mich angelangt!“



Über 600 Siebenbürger Sachsen hatten zuvor dem deutschen Militärbefehl gehorcht, ihre Pferde und Ochsen vor die Wagen gespannt und waren aufgebrochen gen Westen, Richtung Niederösterreich. Es sei ja nicht für ewig, so hatten die meisten gehofft und gaben die Schlüssel für Viehstall, Weinkeller und Wohnhaus ihren Zigeunern.

Ihren Zigeunern, denn die hatten sich damals gern auf einem Sachsenhof als Tagelöhner verdingt. Hier galten sie eben nicht, wie weitem, als heimatlos, dubios, rastlos. Sondern als Weilauer. Als brave Zigeuner, wie es hieß.

Heute sind sie es, die Weilau am längsten bewohnen. Und die die deutsche Kultur weitertragen, nachdem sie in den letzten 60 Jahren ein einziges Kommen und Gehen sahen: Nachdem die Sachsen geflohen waren, siedelten Ungarn, dann kamen Rumänen dazu und schließlich wieder einige Sachsen, die es aber nicht mehr lange aushielten in Weilau. Nur die Zigeuner blieben.

Weilau, auf Rumänisch Uila, auf Ungarisch Vajola, gegründet von den Siebenbürger Sachsen, die im zwölften Jahrhundert aus dem Nordwesten des deutschen Sprachraums eingewandert waren. „Sachsen“ heißen sie, weil in alten ungarischen Urkunden von den Deutschen als „saxones“ die Rede ist.

Sie buken Brot und ernteten Obst, sie kelterten Wein, fütterten Vieh und brannten Schnaps zwischen den sanften Hügeln Transsilvaniens, im Norden Siebenbürgens, dem Land hinter den Wäldern. Dort, wo noch heute im Herbst der Hunger die Wölfe aus dem Wald treibt, so dass sie sich schadlos halten an den Schafherden hinterm Dorf. Dort, wo noch heute keine Straße durchführt, bloß eine endet.

Neuerdings kommen öfters Besucher aus der reichen Welt diese Straße entlang. Ihnen trotten Pferdegespanne im Zickzack entgegen auf einem Weg, der an manchen Stellen nur aus den Rändern von Schlaglöchern besteht. Die Besucher sehen verwitterte Schindeln, die sich mit ihrem Gewicht an die alten Dachstühle schmiegen. Sie sehen blinde Fenster, die in ausgebleichten Rahmen stecken, oder eine Kuh, die am Straßenrand gehäutet und ausgenommen wird.

*Ciprian, Verkäufer unseres Straßenmagazin "Die Jerusalemmer" gehört irgendwie schon zum Straßenbild in Neumünster. Seitdem im Februar ein Artikel über ihn in der sh:z erschienen ist, dürfte seine Bekanntheit aber noch zugenommen haben.*

*Wir danken ihm und seinen Verkäuferkolleginnen und -kollegen an dieser Stelle ganz herzlich für den Vertrieb unseres Magazins.*

*Ciprian stammt aus Rumänien. Das haben wir zum Anlass genommen, unseren redaktionellen Schwerpunkt einmal diesem nahen und*

*doch zugleich so fernen Land zu widmen. Und da uns Geschichten etwas abseits vom Mainstream und den bekannten Orten besonders interessieren, haben wir sehr gerne auf diesen Artikel zurückgegriffen, der 2007 schon einmal in der Zeitschrift chrismon erschienen ist. Der Autor, Andreas Unger, hatte bald nach der Erstveröffentlichung einem Nachdruck im Jerusalemmer zugestimmt.*

*Wir freuen uns, unseren Lesern nun diesen stimmungsvollen Text und die Bilder aus Rumänien präsentieren zu können.*



Foto: Rolf Ziehm, Neumünster



Um Weilaus Mitte, mit dem Kirchturm, der deutschen Schule und dem Gemeindehaus, stehen seit Jahrhunderten stolz die kleinen Sachsenhöfe aus lehmverputztem Fachwerk. Am Dorfrand wohnten die Zigeuner, die sich selbst so und nicht etwa „Roma“ nennen. Um 1800 sind sie wohl dazugestoßen, so genau weiß das niemand mehr.

Auch nicht, wann sie neben ihrer Muttersprache Romanes auch Sächsisch lernten, eine Spielart des Deutschen, die fast schon eine eigene Sprache ist; oder warum sie sich protestantisch taufen ließen nach Art ihrer Sachsen und mit ihnen die Kirche besuchten; oder wann die Männer ihre schwarzen runden Hüte und die Frauen ihre bunten Röcke ablegten und sesshaft wurden.



Wobei „sesshaft“ nicht heißt, dass sie viel zu Hause gewesen wären. Denn die Weilauer Zigeunermänner waren weithin bekannt als die funkelndsten, frohesten, traurigsten, jedenfalls besten Musikanten der Gegend. Bis hinauf zur Bukowina an der ukrainischen Grenze fuhren sie mit Geige, Zambal und Kontrabass, wenn im Nachbarort Botsch ein Anruf oder Telegramm eingegangen war mit der Bitte, man möge einen Weilauer „Tara“ schicken, also eine Band. Wochenlang waren sie manchmal unterwegs, von einem Fest zum anderen. Noten konn-

ten sie nicht lesen, aber Melodien aus dem Stand nachspielen, das allemal. Die Strauß'schen Dreiviertelschläger standen hoch im Kurs, dazu rumänische Sa<sup>^</sup>rba<sup>˘</sup>, ungarische Csárdás und, als Zugabe, die alten Zigeunerlieder. Auch für die Weilauer Sachsen spielten sie auf. Tanzen durften dabei nur die Sachsen, so viel Unterschied musste sein.

Von diesem Unterschied weiß die alte Sächsin Susana Iancu zu erzählen. Genauer gesagt: zu schweigen. Sie hat einen Zigeuner geheiratet. Die zierliche, gebrechliche Frau muss den Kopf in den Nacken legen, wenn sie nach vorn schaut, denn ihre monumentale schwarze Brille mit den dicken Gläsern rutscht ihr gerne von der feinen Nase.



Foto: Espen Eichhöfer/OSTRKEUZ

„Es war keine Schande mit ihm“, stellt sie gleich einmal klar, „er war ein guter Mann.“ Für ihren Zoltan habe es gute Gründe gegeben: „Ich bin nach dem Geld gegangen“, sagt sie, und wer an dieser Stelle auf ein ironisches Lächeln wartet, wird enttäuscht. Nach einer Weile ergänzt sie: „Ein guter Musiker war er auch, und ein scheener Mann!“ Dann schweigt sie.

Und zwar davon, dass ihre Familie sie verstieß, dass sie fortan gemieden wurde unter den Sachsen. Das ergänzt statt ihrer der Historiker Joachim Krauß. Er hat einige Monate in Weilau gelebt und währenddessen die Zigeuner ins Herz geschlossen. Die Hochachtung, mit der die Zigeuner von „ihren“ Sachsen sprechen, sieht er kritisch: „Der Knecht spricht besser über den Herrn als der Herr über den Knecht. Für die meisten Sachsen war das mit den Zigeunern eher ein bisschen peinlich. Es widersprach auch ihrer Idee von der Volkskirche, wonach die Sachsen die einzig vollwertigen Gemeindeglieder waren.“ Das ist auch der Grund, warum die Zigeuner bis 1989 keine Kirchenbeiträge zahlten, erzählt der ehemalige Weilauer Pfarrer Wolfgang Rehner. „Sonst hätten sie auch den Gemeindeglieder und das Presbyterium wählen dürfen. Das wäre den Sachsen zu weit gegangen.“

Doch sie brauchten sich, die Sachsen und die Zigeuner, denn

hart war die Arbeit und reichlich. Und sie mochten sich. So stand es um die Sachsen und die Zigeuner, bis der Krieg aus Deutschland über die Wälder kam und die Weilauer Sachsen fand, die den Zigeunern die Schlüssel gaben zu treuen Händen.

Und so molken und fütterten sie die Kühe der Sachsen, erzählt die alte Frau Lengyel. Wieder beginnt das wache Mienenspiel ihres Gesichts, über das manchmal ein junges Strahlen huscht oder eine alte Verstörung, die man erst begreift, wenn sie die Geschichte erzählt von den Russen, dem Gemeindeglieder und

dem Huhn: Einmal habe sich ein Zigeuner erlaubt, ein Huhn zu schlachten, ein Sachsenhuhn, aber da habe ihn sich der Herr Gemeindeglieder zur Brust genommen und recht heftig ausgescholten! „Na, und später sind die Russen gekommen von der Roten Armee“, erzählt Frau Lengyel und legt ihre Hand auf die Wange. „Ojoj! Viel Hunger hatten die und keine Sorge, wem die Hühner gehören!“ Als die Russen weiterzogen, taten die Zigeuner weiter ihre Arbeit. Denn wenn die Sachsen erst wiederkommen würden, sollten sie mal sehen, was sie an ihren Zigeunern hatten.



Foto: Espen Eichhöfer/OSTRKEUZ

Die Sachsen aber waren jetzt Flüchtlinge und keine Bauern mehr, der Boden war nicht ihr Boden. Etwa zur Hälfte blieben sie in Deutschland und Österreich. Andere waren in der sowjetischen Zone hängen geblieben, in Böhmen, Ostdeutschland oder Teilen Österreichs, und wurden zurückgeschickt. Manche kamen in Arbeitslager. Etwa 270 Sachsen kehrten schließlich heim nach Weillau. Doch dort lebten jetzt Ungarn und Rumänen. Ältere Weillauer nennen beide Gruppen noch heute „Neusiedler“ oder „Kolonisten“. Die Sachsen durften sich dazuquetschen, geduldete Besucher auf dem eigenen Hof. Ein einziges Durcheinander muss das gewesen sein, an das sich die Alten heute nicht mehr richtig erinnern. Oder erinnern wollen.

Vermischt haben sich die Volksgruppen jedenfalls kaum, das ist bis heute so geblieben: Die Ungarn beten im katholischen, die Rumänen im orthodoxen Gotteshaus. Dass die protestantische Kirche nicht orthodox geworden ist, liegt an den Zigeunern. „Wir haben gekämpft, damit es unsere Kirche bleibt!“, erinnert sich Maria Lengyel, hebt die Rechte und ballt die hagere Faust.

Langsam, mühsam hinkt sie hinüber zur Anrichte in ihrer niede-

ren Stube am Dorfrand. Sie zieht eine deutsche Bibel heraus, die ihr einst eine Sächsin geschenkt hat. Zerschlissen sind Naht und Einband, Eselsohren und Risse zeugen vom frommen Gebrauch. Frakturbuchstaben erzählen die Geschichten vom „Herrn Christ“. Die Bibel hat sie ihren Glauben gelehrt – und die deutsche Sprache. „Ich habe nicht gelernt zu



Foto: Espen Eichhöfer/OSTRKEUZ

lesen, aber meine Schwester hat mir immer die Geschichten von den Bildern erzählt“, sagt sie und deutet auf einen Schwarz-Weiß-Druck, auf dem David mit dem abgeschlagenen Haupt Goliaths zu sehen ist: „Er war ja noch ein Kind, aber er hat den Riesenmenschen besiegt!“

Nach dem Krieg kam die neue Ordnung. Äcker und Vieh wurden

in Kollektiven und Genossenschaften zusammengefasst. Ab 1954 bekamen die Sachsen ihre Höfe zurück, nicht aber ihr Land. Ob Sachsen, Zigeuner, Rumänen oder Ungarn, ob Bauern, Knechte oder Tagelöhner: Alle waren jetzt Arbeiter. „Wir Zigeuner waren ja vorher nie gleich. Erst dann wurden wir gleicher“, erinnert sich die ältere Weillauerin Silvia Boros. Alles sollte anders, besser werden. „Früher haben wir im Frühjahr die Weinstöcke zugeschnitten. Dann haben wir acht Wochen gewartet, bis die Äste weinten und sich biegen ließen. Dann haben wir jeden Stock an einem Stab nach oben gebunden, wie ein Herz.“

Viel zu umständlich, fanden die Ingenieure und ließen die Stöcke herausreißen. Die alten Sorten Gutedel und

Mädchentraube wurden durch neue ersetzt, die an Querdrähte statt an Stäbe gebunden wurden, zwecks Zeitersparnis. Jahrespläne wurden aufgestellt, Obstbäume gepflanzt, dem Jahr wurde der Rhythmus der neuen Zeit angepasst: Im Juni ernteten sie Sauerkirschen, dann Frühäpfel, dann Sommeräpfel, Birnen, Pflaumen, Spätäpfel, Trauben und schließlich Nüsse.

Und es funktionierte ja, die Ingenieure wussten schon, was sie taten. Und es ging ja aufwärts. Doch in der Zwischenzeit konnten sich diejenigen Weillauer, die in Deutschland und Österreich geblieben waren, schon Autos leisten, Häuser und Urlaube. Es war ein verheißungsvolles Land, dieses Deutschland, und es stand den sogenannten Volksdeutschen noch immer offen. Und so zogen seit den Siebziger Jahren immer mehr von ihnen in die Bundesrepublik, die letzten nach Ceausescus Sturz 1989. Georg Moser ist neben seinem Bruder der



Foto: Karsten Packeiser

einzige Sachse, der noch mir seiner Familie hier geblieben ist. Mit seiner rumänischen Frau Veronika spricht er Rumänisch, mit Bruder und Sohn Sächsisch, daneben Romanes und ein bisschen Ungarisch. „Bloß so viel, dass sie mich nicht verkaufen können“, sagt er, während das Radio in der Stube auf Rumänisch rauscht. Der magere Mann mit den blauen Augen kauert auf einem Stuhl. „Früher mit den Sachsen war

alles in guter Form und Ordnung. Jetzt ist es anders. Aber wenn man zusammenlebt, hat es keinen Sinn, sich zu streiten. Wir kommen schon aus. Ich wollte auch auswandern, aber in Deutschland haben sie die Papiere nicht bestätigt. So bin ich geblieben. Früher war es auch nicht gut, aber besser.“

Das wäre kein schlechter Schlusssatz, falls die deutsche Geschichte Weillaus hier zu Ende wäre. Falls die Zigeuner sie nicht fortschreiben würden. Dass die deutschen Wurzeln hier neue Blüten treiben, zeigt etwa

der Schulbus, den eine Partnergemeinde aus Sachsen dem Ort gestiftet hat. Oder das Plumpsklo der Familie Tutura, das tapeziert ist mit Postern der deutschen Popsternen Yvonne Catterfeld, Preluders und Overground. Aufgehängt haben sie die Schwestern Adriana und Larissa Tutura, die hier zusammen mit ihrer Mutter und Großmutter auf einem Grundstück leben, das ihnen einst eine alte Sächsin vermacht hat.

Adriana, die ältere der beiden Schwestern, ist 21 und ganz zierlich. Auf ihrem T-Shirt steht „Gothic Girl“, sie hat robuste, dunkle Locken und oft ein Lächeln um die Lippen. Das Heimweh plagt sie ein bisschen, seit sie in die Großstadt Sibiu gegangen ist, um Deutsch und Rumänisch zu studieren. Alle zwei Wochen fährt sie nach Hause. „In der Stadt muss ich mich ewig schminken und überlegen, was ich anziehe. In Weillau kann ich sein, wie ich bin. Dafür ist es hier im Dorf ein bisschen, na ja, wie in einem Dorf.“ Die Leute in der Stadt merken, dass sie Zigeunerin ist. „Sie fragen, ‚Wo warst du, dass du so braun bist?‘ Ich sage, ‚Ich bin von Natur aus so.‘ – ‚Bist du Zigeunerin?‘, fragen sie und dann: ‚Und du studierst? Sprichst du auch Romanes? Und kannst du auch so wild tanzen?‘“ Das sei ja noch harmlos, es gehe auch bösartiger. „Es heißt, wir sind schmutzig und stehlen.“ „Wir“, sagt sie – und setzt sich gleichzeitig ab. „Die anderen Leute sind auch nicht viel besser als wir! Ich will, dass die Leute sehen, dass ich studiere! Und dass ich hellere Haut habe. Ich glaube, bei uns ist mal ein Sachse reingerutscht, denn wir sind nicht so dunkel wie die richtigen Zigeuner.“

Adriana ist stolz, dass sie studiert. Als erste Zigeunerin Weillaus? „Ja!“, platzt es aus ihr heraus, sie strahlt und schaut blitzschnell zu Boden, als schäme sie sich ein bisschen für diesen Stolz in ihrer Stimme. Die alte Frau Lengyel, ihre Urgroßtante, wirft einen liebevollen Blick auf Adriana und Larissa und sagt: „Sie haben zwei gute Schädel.“



Foto: Aleksey Talipov

## Russland - Ein Tag im Leben eines Verkäufers

**Vitaly Petrovich Shashlov ist einer von vier Millionen Obdachlosen in Russland und verkauft die Straßenzeitung Put Domoj in St. Petersburg. Er ist 67 Jahre alt und verkauft die Zeitung schon seit 12 Jahren.**

Ich verbringe einen Tag mit Vitaly Petrovich in St. Petersburg, um herauszufinden, wie das Leben für Straßenverkäufer dort so ist. Wir treffen uns beim Verteilungszentrum der Put Domoj-Zeitung; Vitaly kommt mit seinem eisernen Karren und ei-

nem Rucksack an. Er scheint eher misstrauisch und denkt jedes Mal lange nach, bevor er eine Frage beantwortet. Damit er das Richtige sagt. Auf meine Frage, ob ich ihn fotografieren darf, reagiert er erst einmal recht scheu.

Glücklicherweise wärmt sich unser Gespräch langsam auf. Vitaly nimmt sich mehrere schwere Zeitungspakete und merkt, dass sie nicht alle in seine Karre und den Rucksack passen. Da biete ich meine Hilfe an, und er scheint das zu schätzen. Als

wir uns auf den Weg zur Straßenbahnstation machen, wird er langsam offener, aber über sich selbst möchte er noch immer nicht viel sagen. Es dauert eine Weile, aber endlich erzählt er mir von seinem früheren Job als Straßenreiniger. Er sagt, dass er auf den Job stolz war, weil er ihn trotz seines Alters behalten konnte. Ich verabschiede mich erst mal, damit er verkaufen kann, und wir einigen uns auf ein späteres Treffen bei der Nevskiy Prospect U-Bahn-Station. Zum Abschied sieht er mir lang ins Gesicht, und bietet mir dann die Hand zum Gruß.

Ich suche die Umgebung der Station ab, aber Vitaly ist nicht da. Ich rufe ihn an, da erklärt er mir etwas irritiert, dass er sehr wohl in der Stationshalle ist, aber keine Zeit für mich hat, dann legt er auf. Ich bin auf der Treppe in der Stationshalle, als er mich zurückruft und verlangt, dass ich ihn in der Vasileostrovskaya-Station treffen soll.

Bei meiner Ankunft sehe ich sofort Vitaly, wie er sich stolz in der Mitte der Halle platziert hat und gerade mit einem jungen Mann spricht, der ihm eine Put Domoj abkauft. Ich bleibe erst einmal versteckt, so dass ich ihn nicht von seiner Arbeit ablenke. Während ich ihn beobachte, kommen mehrere Menschen zu ihm, sprechen kurz mit ihm und kaufen ihm Straßenzeitungen ab. In einer kurzen Pause – eine Zeitlang ohne Käufer – spreche ich ihn an und frage, ob ich fotografieren

darf oder ob das von seiner Arbeit ablenken würde. Shashlov lächelt mich an und offenbart mir das Geheimnis seines Erfolges: "Je mehr Menschen um mich herumstehen, desto mehr Leute kommen dazu."

Und wirklich, während ich fotografiere kommen mehr und mehr Menschen, kaufen seine Straßenzeitung und sprechen kurz mit Vitaly. Das Geschäft läuft gut, aber Vitaly erklärt mir, dass er nicht lang in derselben Station bleiben kann, weil ihn die Polizei beobachtet und ihn oft des Platzes verweise. Das, sagt er, sei auch der Grund gewesen, warum er von der vorherigen Station so schnell weg musste, als ich ihn nach nur 20 Minuten anrief.

Dann passiert etwas Wundervolles. Eine junge Frau mit Einkaufstüten kommt auf Vitaly zu, zupft ihm am Ärmel und sagt etwas zu ihm. Shashlov hört väterlich zu und nickt mitfühlend.

Wer der Szene mit der schlanken russischen Dame und dem älteren Mann mit wildem Bart zusieht, könnte denken, hier spricht ein orthodoxer Priester mit einem seiner Pfarrkinder.

Obwohl er nicht groß ist, fällt Vitaly unter Menschen auf. Er ruft nicht, um Leute auf sich aufmerksam zu machen – nicht wie viele andere Verkäufer es tun. Stattdessen steht er ruhig da, hält das Zeitungspaket an seine Brust, und bewegt nur den Kopf von Zeit zu Zeit, um möglichen Kunden ins Auge zu sehen, wenn sie von der Rolltreppe kommen. Sein Kopf bewegt sich langsam zur Schulter hin, aber sein Körper bleibt ganz still. Und doch hat er etwas an sich, das den Blick anzieht. Er reflektiert Weisheit und Lebenserfahrung.

Als wir uns langsam auf den Weg machen, erklärt er mir, dass wir den nächsten Zug zur Primorska-



Foto Aleksey Talipov

ya-Station nehmen werden. Sobald wir eingestiegen sind, beschwert er sich, dass er im Zug keine Zeitungen verkaufen darf, was er unfair findet, weil so viele illegale Verkäufer damit durchkommen. "Die machen daraus ein Spektakel", sagt er ironisch.

In der Primorskaya-Station fotografiere ich nicht, sondern stelle mich einfach neben ihn und sehe dem Geschäft zu. Vitaly schafft es, fast alle Zeitungen zu verkaufen, die er mitgenommen hat. Er erklärt mir, wie schwierig es ist, am Morgen die richtige Anzahl Zeitungen zu wählen – weil man nie wissen könne, wie viele sich an dem Tag verkaufen würden.

Vitaly erklärt, dass seine Leser alle sehr verschieden sind. "Ich kann nicht sagen, dass es einen bestimmten Typ Käufer gibt, alle möglichen Menschen kaufen von mir", sagt er. Das zeigt sich auch wirklich in der Praxis, so viele verschiedene Menschen kaufen Vitaly Zeitungen ab in der kurzen Zeit, die uns in der Station bleibt: Studenten, ältere Damen, junge Karrieremenschen die, laut Vitaly, "Ausgefallenes mögen."

Am Ende eines langen Arbeitstages scheint Vitaly mit seinem Umsatz zufrieden. Ich danke ihm und kaufe ihm eine seiner letzten Exemplare ab, bevor wir uns verabschieden. ■

Vom Englischen ins Deutsche  
übersetzt von Susanne Koch



Foto Aleksey Talipov

### Hintergrund-Info: Obdachlosigkeit in Russland

In Russland ist ein obdachloser Mensch nicht nur ohne Zuhause; so gut wie alle staatliche Hilfeleistungen, soziale und medizinische Versorgung, sind davon abhängig, dass die Person registriert ist – eine "propiska", eine Meldeadresse, hat. Wenn aus irgendeinem Grund (Familienprobleme, ein Problem beim Hauskauf/-verkauf, verlorene Dokumente etc.) jemand diese Registrierung nicht vorweisen kann, dann ist diese Person effektiv aus der Gesellschaft ausgeschlossen: kein legaler Job kann angenommen werden, die freie Gesundheitspflege gibt es nicht, Rechte gelten nicht, Heiraten ist unmöglich, Kinder können nicht an Schulen registriert werden ... und noch mehr.

Im Moment leben ungefähr vier Millionen Menschen unregistriert in Russland. Viele dieser Menschen können nirgendwo hin und leben in Hunger, Kälte, Armut und Einsamkeit; und ihre Mitbürger behandeln sie mit Misstrauen. In den meisten Fällen bekommen sie keine Hilfe, um ihre Probleme zu bewältigen oder die Gefahren des Straßenlebens zu überleben. Die St. Petersburger Straßenzeitung Put Domoj ist eine der wenigen russischen Organisationen, die den Menschen, die sie am meisten brauchen, eine direkte finanzielle Rettungsleine bietet.



## Eine Ausgabe verpasst? KEIN PROBLEM ...

... WIR KÖNNEN HELFEN!

Egal, ob Sie von Anfang an mit dabei oder im Laufe der 16 Jahre Straßenmagazin Neumünster hinzugestoßen sind. Wir haben von fast allen Ausgaben eine für Sie gesammelt!

Wenn Sie uns einen an sich selbst adressierten Freiumschlag mit der gewünschten Ausgaben-Nummer zusenden, dann stecken wir das Straßenmagazin noch am selben Tag in den Postkasten.

Sie können aber auch im Café auf eine Tasse Kaffee oder Tee reinschauen und bei dieser Gelegenheit am Tresen nach der Ausgabe fragen. Für eine kleine Spende können Sie dann die gewünschte Ausgabe mit nach Hause nehmen.

Wenn Sie in Zukunft keine Ausgabe mehr verpassen möchten, dann können Sie das Straßenmagazin auch als ABO erhalten. Hierzu genügt eine kleine Information mit Ihrer Anschrift an die Redaktion und schon bei der nächsten Ausgabe können Sie dabei sein!

Sie wollen das Straßenmagazin verschenken? Auch das geht! Für ein Geschenkabo brauchen wir die Anschrift des Empfängers und Sie erhalten einmalig eine Jahresrechnung in Höhe von 25,00 Euro (Porto, Straßenmagazin und A4 Briefumschlag - 6 x im Jahr).

Wenden Sie sich einfach an Ihren Straßenverkäufer oder an die Redaktion im Café Jerusalem unter:

Telefon: 04321-41755  
oder E-Mail: info@cafe-jerusalem.org



**VR Bank**  
Neumünster

Zentrale Neumünster · Großflecken 56-60 · Tel. 04321/494-0 · www.vr-nms.de

**Häuslicher Pflegedienst**  
Tagespflegen SENIORENSTÜBCHEN  
Mühlenstr.19A & Ruhrstr.12A  
Hausnotruf und mehr...

04321/  
**25150**

Ihr Partner in der Pflege

www.DEUBERT-GEHRMANN.de  
Gadelander Str.14 - 24539 Neumünster



Rest- und Sonderposten  
**Sparschwein**

Fehmamstr. 11  
24539 Neumünster

**leihberg**  
Optiker

Großflecken 66  
24534 Neumünster  
Telefon 04321/47872



IM ZENTRUM DER IDEEN.

**DRUCKZENTRUM NEUMÜNSTER**  
WACHHOLTZ DRUCK · LIEKFELDT DRUCK

DRUCKZENTRUM NEUMÜNSTER GMBH  
RUNGESTRASSE 4 · 24537 NEUMÜNSTER

TELEFON 04321 906250 · FAX 04321 906259  
TELEFON 04321 40990 · FAX 04321 409999

INFO@DRUCKZENTRUM-NEUMUENSTER.DE

**SCHWAN - APOTHEKE**  
Julia van Aswegen

Kuhberg 28 · 24534 Neumünster · Tel. 04321 44680  
schwan-apotheke@versanet.de

- Container aller Art
- Bauabfälle
- Gartenabfälle
- Wohnungsräumungen

Leinestraße 23  
☎ 04321 / 75 57-0  
Fax 75 57 - 150

**VEOLIA**  
UMWELTSERVICE

**Nica-Verlag**  
Bianca Bolduan

Perdoeler Mühle, 24601 Belau  
Handy: 0173 - 973 68 72  
www.nica-verlag.de  
Bianca.bolduan@nica-verlag.de

Erd-, Feuer-, Seebestellungen,  
Bestattungsvorsorge - Grabdenkmäler

Bestattungsinstitut  
Klaus  
**GRIEM**

Tel.: 04321 / 929600  
24534 Neumünster, Sachsenring 38-40

**Reza Matini**  
Hansaring 92  
24534 Neumünster

AUSGEBILDETER FUSSPFLEGER

Telefon: (04321) 853 75 23 - Mobil: 0157 780 988 95  
E-Mail: matinireza@yahoo.de

**Elektro Klee Netztechnik**

Christianstraße 52 · 24534 Neumünster  
Telefon 04321 / 4 30 97 · Fax 04321 / 4 23 08  
www.klee-nms.de

**ZWP Ingenieur-AG**

Wir verbinden Sie mit der Welt ...

**Rohwer Mehrens**  
TELEKOMMUNIKATION  
MERONEC Distribution

www.rohwer-mehrens.com  
Fon: 04321 / 9 66 69-0

PROFESSIONELLE  
**FUSSPFLEGE**

Sie rufen an  
Tel.: (04321) 853 75 23  
Ich komme zu Ihnen

SERVICEANGEBOTE  
• erfrischende Fußbäder  
• belebende Fußmassage  
• Nagelpflege & Pediküre  
• allgemeine Fußpflege

**TISCHLEREI L. HAUSCHILD**

Kunststoff- + Holzfenster  
Einbruchschutz  
Innentüren + Tischlerarbeiten  
Tel. (04321) 6 30 61  
Fax (04321) 6 63 88  
www.ludwig-hauschild.de

**inmedium werbeagentur**

IN.MEDIUM GmbH · Goebenstraße 10 · 24534 Neumünster  
Telefon: +49 4321 4042-0 · Telefax: +49 4321 4042-22  
E-Mail: info@inmedium.net · Internet: www.inmedium.net

**OSTKREUZ**  
Agentur der Fotografen

**GUDER**  
Strahltechnik GmbH

**HAARTUNG**  
...immer wieder schön

**E neukauf**  
EDEKA

- Wir unterstützen das Café Jerusalem -

**Willkommen im Bad am Stadtwald in Neumünster!**

- ▶ Hallenbad
- ▶ Freibad
- ▶ große Rutsche
- ▶ Bodensprudel
- ▶ Sprungturm
- ▶ Kinderbecken
- ▶ Saunalandschaft
- ▶ Bistro
- ▶ und vieles mehr.

Bad am Stadtwald  
Hansaring 177  
24534 Neumünster

Mehr Infos:  
Telefon 04321 202-580 oder unter  
www.stadtwerke-neumuenster.de

Viele Kurse für Sport und Gesundheit!

## NEUMÜNSTER DIE SHOW

Holstenhalle  
24. November 2012

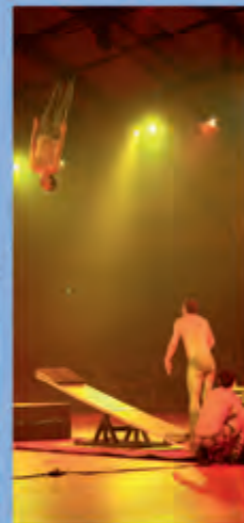


**60 Jahre und kein bisschen leise!**



**Kartenverkauf  
Auch und Kneidl**

**04321/44064-65  
www.polizeishow.de**



PROVINZIAL

LBS

S

SWN

www.aktion-tu-was.de

www.banckstudios.de

**2012**

## Großzügige Geldspenden von Guder Strahltechnik und Sparda Bank

Bereits zu Weihnachten hatte die Firma Guder Strahltechnik GmbH dem Café ein Weihnachtsgeschenk über 1.500 Euro gemacht. Das Ende der Siebziger Jahre gegründete Familienunternehmen hat seinen Sitz in Neumünster und betreut von hier aus Kunden im gesamten Bundesgebiet und im Ausland. Die Mitarbeiter sind Spezialisten in der Oberflächenbearbeitung mit unterschiedlichsten Techniken. Durch Verfahren wie Kugelstrahlen, Schleifen, Sandstrahlen, Flammstrahlen oder Hochdruckwasserstrahlen werden Oberflächen von Schiffen, Fahrzeugen der Deutschen Bahn oder beim Flugzeugbau, aber auch Asphalt und Beton bearbeitet. Die Oberflächen werden dadurch unter anderem gereinigt, entrostet, entlackt und für weitere Behandlungen vorbereitet. Neben dem Engagement in der Hochtechnologie investiert sich das Unternehmen seit langer Zeit auch in soziale Hilfeeinrichtungen, wie z.B. das Café Jerusalem, das auch in diesem Jahr mit dieser Spende bedacht wurde.

Auch die Sparda Bank hat zum zweiten Mal eine großzügige Geldzuwendung in Höhe von 5.000 Euro an das Café Jerusalem gespendet. Der Filialleiter

der regionalen Genossenschaftsbank, Tim Wind, sagte auf der Pressekonferenz: "Gesellschaftliches Engagement ist für uns kein Lippenbekenntnis!" Neben der Zuwendung an das Café erhielten noch vier weitere Einrichtungen einen Scheck über je 5.000 Euro.

Im Café werden beide Spenden in die Anschaffung eines Konvektomaten investiert. Der als professionelles Küchengerät genutzte Heißluftofen gart sehr schonend und zuverlässig größere Mengen Lebensmittel. Dies ist insofern nötig, als im Café allein im Jahr 2011 rund 10.000 Mittagessen ausgegeben wurden.



Ehepaar Guder mit Andreas Böhm

**Vielen Dank!**



Vertreter der fünf Organisationen, die von der Sparda Bank bedacht wurden

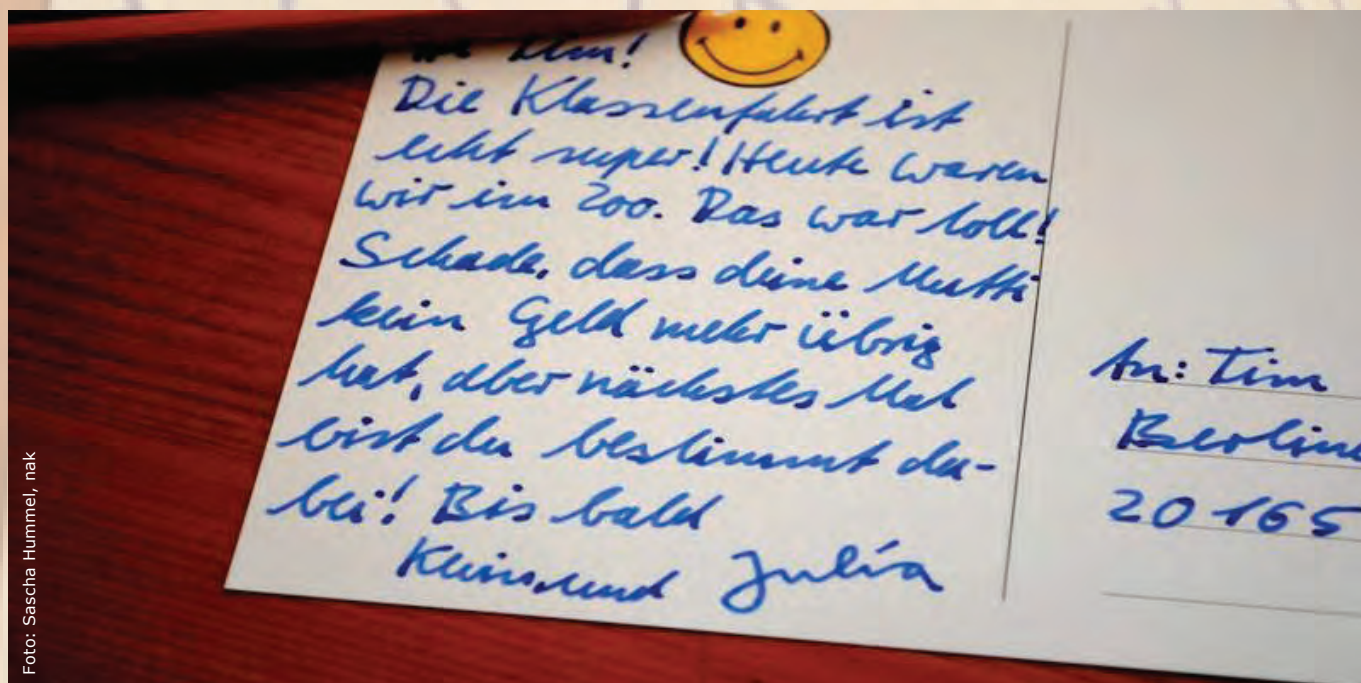


Foto: Sascha Hummel, nak

+++ Pressemeldung der Nationalen Armutskonferenz  
+++ 06.02.2012 +++ „Einen  
Ausweg aus der Hartz IV-Fal-  
le finden“

„Es ist richtig, diese De-  
batte zu führen, weil es näm-  
lich nicht sein darf, dass  
Leiharbeiter und Menschen,  
die im Niedriglohnsektor be-  
schäftigt sind, immer öfter  
und schneller auf Hartz IV  
angewiesen sind.“ So kommen-  
tiert Thomas Beyer, Sprecher  
der Nationalen Armutskonfe-  
renz (nak), die Ankündigun-  
gen, wonach SPD und Grüne  
in dieser Woche im Bundes-  
tag die Initiative ergreifen  
wollen, das direkte Abglei-  
ten vieler Beschäftigter in  
den ALG II-Bezug zu verhin-  
dern. Demnach sollen künftig

Menschen, die ihren Arbeits-  
platz verlieren, bereits  
wieder nach sechs Monaten  
sozialversicherungspflichti-  
ger Tätigkeit innerhalb der  
vergangenen drei Jahre ei-  
nen Anspruch auf das so ge-  
nannte Arbeitslosengeld I  
(ALG I) haben. Momentan müs-  
sen zwölf Monate regulärer  
Arbeit innerhalb von zwei  
Jahren nachgewiesen werden.  
Eine unerreichbare Zeit-  
spanne für viele Beschäftig-  
te, die für ihr Auskommen  
auf befristete Arbeitsver-  
hältnisse und Mini-Jobs an-  
gewiesen sind. Beyer: „Erst  
reicht der Lohn kaum zum Le-  
ben, dann gibt es kein ALG  
I. Wir müssen für Arbeitneh-  
mer in prekärer Beschäfti-  
gung einen Ausweg aus der  
Hartz IV-Falle finden.“

Die Nationale Armutskonfe-  
renz (nak) ist ein Zusammen-  
schluss der Spitzenverbände  
der Freien Wohlfahrtspflege,  
bundesweit tätiger Fachver-  
bände und Selbsthilfeor-  
ganisationen und des Deut-  
schen Gewerkschaftsbundes.  
Die Konferenz gründete sich  
im Herbst 1991 als deutsche  
Sektion des Europäischen  
Armutnetzwerkes. +++